

Maurice Zermatten
Seither wächst hier nur noch Gras

Maurice Zermatten

Seither wächst hier nur noch Gras

Roman

Aus dem Französischen
von Hilde Fieguth

EDITION
Noack  Block

Umschlagabbildung unter Verwendung von Adobe Firefly.



schweizer kulturstiftung

prohelvetia

Diese Publikation wurde ermöglicht durch die großzügige Unterstützung der Oertli Stiftung und der Pro Helvetia (Schweizer Kulturstiftung).

Originalausgabe: *À l'est du Grand-Couloir*, 1983, Paris: Éditions Denoël.
Die Übersetzung folgt der 2. Auflage: 2017, Chêne-Bourg: Éditions ZOE
© Fondation Maurice Zermatten

ISBN 978-3-86813-202-1

© Edition Noack & Block in der Frank & Timme GmbH
Berlin 2026. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
bedarf der Zustimmung des Verlages. Das gilt insbesondere
auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, die Einspeicherung und
Verarbeitung in elektronischen Systemen, Text- und Data-Mining
sowie Einsatz und Training von KI-Systemen.

Herstellung durch Edition Noack & Block
in der Frank & Timme GmbH,
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin
info@frank-timme.de
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.noack-block.de

Vorwort

Zwischen einer alten Ordnung und einer Moderne ohne Fundament

Bereits der französische Titel von Zermattens letztem Roman »À l'est du Grand-Couloir« – »Im Osten des Großen Abgrunds« – zeigt die Farbe an: Es gibt vermaledeite, hochgefährliche Gegenden, wo die Bewohner im Wandel der Zeiten und Sitten den Entschluss gefestigt haben, hier zu leben, trotz der schwierigen, rauen, ungewissen Bedingungen, mit denen sie schon immer zu kämpfen hatten. Solche Gegenden, voller Unheil, das aus der Natur und aus dem Zusammenleben droht, repräsentieren die reale Hölle auf Erden, wobei sie an ein wunderbares, harmonisches Paradies grenzen, aber immer nur zeitweise und bruchstückhaft; so wie in dem berühmten Buch von Steinbeck »East of Eden« – »Jenseits von Eden« – das heißt im Lande Nod, in das sich Kain nach dem Mord an seinem Bruder Abel geflüchtet hatte. Ein letztes Mal widmet sich Zermatten dem ewigen Kampf zwischen Gut und Böse, der seinem gesamten Werk zugrunde liegt; dabei verhält er sich, als sei er ein Glied dieser Dorfgemeinschaft: auf-

grund seines Erlebens als Kind, seiner Kenntnis der Menschen, ihrer Wertvorstellungen und Traditionen, seiner Beziehung zu einer wilden und zugleich beherrschenden Natur, seiner Beunruhigung in einer Zeit des Übergangs von einer alten Ordnung zu einer Moderne ohne Fundament. Er sucht nach einer darüberstehenden Einheit und nach einem, wenn auch problematischen, Verständnis, wie sich eine Gesellschaft, sogar eine Zivilisation, entwickelt.

Der sehr dichte Roman besteht aus drei unterschiedlichen Strängen: Eine zurückblickende Fiktion schildert die dramatische Geschichte des Dorfes Zampé, begleitet von einer aktuellen Autobiografie, der des Schriftstellers, der mit seinem Vater, einem Lehrer, sechs Monate als Schüler dort verbracht hat, eine Zeit, die ihm in strahlender Erinnerung geblieben ist; im Kontrast dazu ein Heft mit den Aufzeichnungen, die einer der Dorfbewohner Tag für Tag gemacht hat, Henri Dorsaz, der aus nächster Nähe die Ereignisse um Randonnaz, den »Weiler oberhalb von Fully, zerstört 1930«, verfolgt. Die kluge Mischung aus Objektivität und einer Subjektivität, die eng mit der Welt des Kindes, des Traums und der Erinnerung verbunden ist, setzt diesen Kampf der Werte und seinen tragischen Ausgang in einen weiten Horizont, sowohl was die Bewohner betrifft als auch die verfügte Vernichtung des Dorfs zwecks Modernisierung der Alp. Seither lebt Randonnaz, hier Zampé genannt, nur noch in der Erinnerung seiner Bewohner und im Roman Zermattens. Der Schriftsteller hat sich entschieden, die Zeit und auch den Raum zu straffen, und so die Herausforderungen des schmalen Grats zwischen Radikalität und Sensibilität zu betonen.

Ein einziger Rahmen: das Leben in dem winzigen Dorf Zampé, auf einer flachen Terrasse zwischen hohen, steilen Abhängen gelegen, der furchterregendste ist der *Grand Couloir*, der Große Abgrund, in den Lawinen, Erdmassen, Wildbäche stürzen, wo sich die Jahreszeiten in ihrer Gewalt und ihren Exzessen zeigen, und die Umgebung, die

kleinen Orte unten im Tal oder auf halbem Weg, neutral und ruhig, letztlich dauerhaft.

Ein einziger Tag: der des bekannten Malers Philipp Thavernier, der am Morgen zum Angeln geht, um auf andere Gedanken zu kommen, denn er hat gerade seine Frau verloren; er entdeckt am Flussufer einen Ertrunkenen, »ein Ertrunkener, der mit offenen Augen schläft ...« und zu lächeln scheint; langsam erkennt er ihn; es ist ein Mann aus Zampé, den er damals gekannt hatte, Arthur, ein Wilderer, unbezwingbar, hart mit weichem Kern, wie Farinet¹. Thaverniers Tag gerät aus den Fugen, seine Kindheitsträume werden wach und nehmen neue Gestalt an, denn er hat sechs Monate da oben gewohnt, mit seinem Vater, der dort Lehrer war, als es noch eine Schule gab, aber keine Messe mehr gelesen wurde. Er hat Erinnerungen an einen lebendigen Ort in sich vergraben, sonnige, heitere wie auf den Bildern vom Paradies, aber es gibt keinerlei Spur mehr davon. Marthe, Arthurs Schwester, wird ihn an diesem Tag begleiten, an dem die Spiele des Gedächtnisses zwischen dem Lebendigen und dem Vergangenen wirbeln und einen Dialog der beiden stiften, in dem alles wiederersteht, wieder lebendig wird, neu wird, aber andererseits alles zerbrochen, zerschunden, vernichtet ist.

Der Schriftsteller Zermatten wählte sich einen Maler als Doppelgänger, er wollte so die kreativen Stimmen mischen, die auf Emotionen und Formen sowie auf ›Dauer‹ bedacht sind, zugunsten des Gefühls, des Herzens und eines tiefen Verstehens der Menschen. Seit er mit Worten umgeht, weiß er, dass die Kunst die beste Verbündete von Gedächtnis und Erinnerung ist. So ehrt er auch die beiden Meister

1 »Farinet oder das falsche Geld«, Roman von Charles-Ferdinand Ramuz, 1932; Farinet war ein legendärer Falschmünzer, der ›Robin Hood der Alpen‹.

seiner Anfänge: Ramuz², dessen Gesamtwerk er liebt und Pourtalès³, der ihm den Sinn für Geschichten und Märchen vermittelt hat. Vielleicht ist auch das Motto des Romans eine Hommage an die Fiktion, diese Trägerin alter und zukünftiger Welten: »Wenn du es nicht erzählst, geht der Pflug darüber, und alles ist verloren ...«

Doris Jakubec

Emeritierte Professorin
für frankophone Literatur
an der Universität Lausanne

2 Charles-Ferdinand Ramuz (geb. 1878 in Lausanne, gest. 1947 in Pully), bedeutender französisch-schweizerischer Schriftsteller, Lyriker und Essayist.

3 Guy de Pourtalès (geb. 1881 in Berlin, gest. 1941 in Lausanne), französisch-schweizerischer Schriftsteller, Biograf und Musikkritiker.

*Wenn du es nicht erzählst,
geht der Pflug darüber,
und alles ist verloren ...*

Gern wäre er einfach nur am Wasser entlang geschlendert, aber er blieb an seinem Uferplatz, in der Tiefe jagten im Zickzack Blitze dahin, die ihn jedes Mal verlegen und ein bisschen lächerlich dastehen ließen. Seine Misserfolge, seine Unbeholfenheit demütigten ihn. – Nein, aus dir wird nie ein Angler! ... Dachte er wirklich, eine Forelle würde dem weichen zerfransten Stück Fleisch auflauern, das er mit so großer Mühe lebend an den Angelhaken gesteckt hatte? Ein plötzliches Vibrieren der Angelrute riss ihn aus seinem Sinnieren. Er erbebte von Kopf bis Fuß. Ein Blitz durchfuhr seinen Arm. Auf das kurze Nicken der Rute zuckte reflexhaft sein Ellbogen. Zu spät. Die Angelrute war schon wieder gerade. Leer zitterte der Metallhaken über dem graugrünen Wellengekräusel. Welch heimliches Lachen flüchtete sich dort in die nassen Tiefen? Der Wal hatte den klebrig-zähen Jona ohne Haken gepackt und hinuntergeschluckt. Philipp Thavernier, der Maler, zog den leeren Angelhaken zu sich heran.

– Eigentlich wäre das Forellenangeln die ideale Ablenkung, wenn es die Forellen nicht gäbe, sagte er sich in seiner Enttäuschung. Sie sind zu klug für mich. Wir, die wir vom Großen Fisch des Meeres herkommen, sind einfach nur degeneriert ... Trotzdem gab er nicht auf. Aus dem Schilf, das er beim Hinaufgehen auf den grasbewachsenen Weg auseinanderschlug, stiegen Gerüche auf, die ihm wohlta-

ten. Dem Rascheln der hohen Stiele entströmte Musik. Die Wellen streichelten flüchtig die Blätter, die von den Weiden gefallen waren und zwickten die Stille mit zitterndem Plätschern. Die Freuden dieses Fests, unbewusst genossen, vermischt mit dem unaufhörlichen Fließen des trägen Kanalwassers, entschädigten ihn.

Nun waren die gefräßigen Haie vorüber, und alles würde von Neuem beginnen. Die Regenwürmer, die sich in der Blechbüchse den Bauch mit feuchter Erde vollschlugen und sie als Wülste wieder ausschieden, widerten ihn an. Er ekelte sich vor seinen Fingern. Dabei mokierte er sich jedes Mal wieder über sich selbst, wenn er dieses klebrig-zähe, nach Fäulnis riechende Fleisch anfassen musste. Er wischte die Hände an frischen Kressebüscheln ab.

Nach Gisèles Tod hatte sein Freund Sabey, der Arzt, gesagt: – Mein Lieber, wenn du es überwinden willst, dann lauf, geh auf dem Land spazieren. Du wirst sehen, alles erneuert sich Tag für Tag. Kauf dir ein Gewehr, geh auf die Jagd! Oder kauf dir eine Angelrute. Das sind die ältesten Berufe der Welt. Steck deine Pinsel in die Schublade. Lass sie sechs Monate darin.

Philipp hatte sich diesen Beruf dann selbst beigebracht. Er begnügte sich damit, an den Kanälen in der Ebene entlangzuspazieren. – Der Doktor hat recht, diese schmierigen Würmer hindern mich am Denken, befreien mich von der Metaphysik. Wenn er unbeweglich stand, Rute und Rolle in der Hand, vergaß er geradezu seine Existenz. Selbst Gisèles Gesicht wich dem Gesang eines Vogels, der aus dem Unterholz erklang, wich einem geflügelten Dreieck am Himmel oder dem Vorbeirauschen eines Zugs, das wie zerreißendes Papier klang. So zart ist die Stille, dass ein Nichts sie aufschürft, und die Bäume an den Ufern, die sich über den bewegten Wasserspiegel beugen, lassen einen an der lastenden Materie der Wirklichkeit zweifeln. – Was du gemalt hast, armer alter Maler ewig gleicher Bilder, hat nicht mehr Bestand als die weiße Wolke, die vorbeizieht und am umgekehrten

Wipfel der Erlen ausfranst. Wo ist der Himmel? Wo die Erde? Und du selbst, der du dich mit dem Kopf in den Tiefen siehst? ... Leben und Tod berauschen sich an der gleichen Unsicherheit.

So zupft der Traum aus dem Spinnrocken der Zeit unentwegt haltlose Fragen ohne Antwort heraus. Auf dem Raster schweigsamer Stunden zeichnen sich Erinnerungen so vage ab, dass sie sich manchmal auflösen, ehe sie Gestalt angenommen haben. Jedes Mal, wenn Philipp sich Grillesse nähert, wenn die Felswand von Beudon im Wasser zwischen den grünen Säulen der Pappeln auftaucht, streifen ihn die Bilder von Zampé. Zampé, das schöne ebene Feld mitten auf dem steilen Hang. Vielleicht hat ja Zampé ihn gerufen, so dass er sich dieses rechte Rhoneufer ausgesucht hat, obwohl hier der Kanal bekanntermaßen nicht sehr fischreich ist. Zampé, das war nichts als ein Weiler, eine Handvoll Holzhäuser und Scheunen, auf einem glatten verschneiten Hang vor dem Wald ... Zampé: ein Winter, ein wunderbarer Winter in seiner Kindheit.

Er steigt wieder auf die Düne hinauf. Der Wagen ist nicht weit weg. Zu früh für die Heimkehr. Er setzt sich auf den Rücksitz, neben sich die Blechbüchse. Zunächst kam eine erste Stufe: Beudon; dann eine felsige Masse voll stachligem Gebüsch, Sanddorn- und Wacholderbüschen. Darüber dann, getragen vom Felssockel – ein Paradies.

Es sind flüchtige Erinnerungsfetzen, während er mit dem Regenwurm hantiert. Vater schrieb Wörter an die Wandtafel vor etwa zehn Schülern, die sie abschrieben. Die Nächte waren manchmal aufgewühlt vom Grollen der Lawinen.

Seltsame Ernten bringt ein Leben ein! Sie vermischen sich wie die Roggenkörner im Sack. Wie soll man da den Ablauf der Zeit rekonstruieren? – Geh angeln! Du wirst schon eine Forelle finden, die dumm genug ist, diesen Wurm für eine Beute zu halten.

Philipp steht über den Fluten, sie gleiten dahin, kräuseln hier und da ihre flüssige Haut, und er überlässt sich diesem Halbschlaf, der ihn

mit glücklichem Nichtstun betäubt. Er hatte sich im Morgengrauen nach einer Nacht voller Albträume auf den Weg gemacht. Dieser Pfarrer, der immer wieder sagte: – Du hast kein Recht, dein Licht unter den Scheffel zu stellen ... Welches Licht? Welcher Scheffel? ... Er suchte eine bessere Lage im Bett, wälzte sich, fuhr hoch: – Du hast kein Recht ... Du musst dich entscheiden. Die Maurer sind bald fertig ... Der Priester kam auf seinen Vorschlag mit der *Kreuzigung* zurück. – Ich sage dir doch, ich rühre nie mehr im Leben einen Pinsel an ...

Diese Worte hatte er am Vorabend in einem Anflug von schlechter Laune dem Priester an den Kopf geworfen. Immer wieder zerhackte Träume: Das Gesicht von Papilloud wurde in einem Zerrspiegel immer größer. Seine Hartnäckigkeit war aufreizend. Vor Tagesanbruch hatte Philipp den Fensterladen heftig gegen die Wand gestoßen. Im Süden funkelte der Stern des Schäfers im bläulichen Grau, das gleich heller werden würde. Er hatte sich die Augen gerieben. – Also gut, gehen wir angeln!

Das Gesicht von Priester Papilloud begleitete ihn jetzt am Ufer des Kanals. – Versteh mich doch, diese Kirche im Dorf hier war für mich notwendig; aber, wenn ich die leere Fläche über dem Altar anschau, werde ich traurig ... – Du weißt genau, dass seit dem Tod von Gisèle ... – Eben, sie wird unter dem Kreuz wieder auferstehen. Dieser schöne schmerzliche Blick ... Ach nein, nicht diese Lüge! ... Der Priester war aufgestanden. – Überleg es dir! Welch schöne Gelegenheit für einen Künstler, seinen Namen unsterblich zu machen ... – Ich habe keine Lust, meinen Namen unsterblich zu machen. Lass mich in Frieden!

Ein Schulkamerad, dieser Priester Papilloud. Aber aufdringlich geworden, wie all die Pfarrer, die davon träumen, ihren Namen der Nachwelt zu hinterlassen, indem sie ›ihre‹ Kirche bauen.

Philipp mochte seinen schnellen Wagen. Nie war sein Geist so rege wie auf diesen morgendlichen Fluchten, die ihn ans Flussufer führten.